



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., J.: Heine´s neueste Schriften.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Heine's neueste Schriften.

Seit mehreren Jahren haben sich die deutschen Touristen in Paris abgemüht, uns das allmähliche Absterben Heine's in möglichst larmoyanten Bildern darzustellen. Der „Romancero“, in welchem uns der kranke Dichter so eben gleichsam ein Testament überschickt hat, zeigt, daß dieses körperliche Leiden wenigstens die Frische und Frechheit seines Geistes nicht untergraben hat. Heine versichert zwar, er sei auf seinem Sterbebette in sich gegangen und als verlornen Sohn zum lieben Gott zurückgekehrt, nachdem er Jahre lang bei den Hegelianern die Schweine gehütet; er fügt einiges Gerede über das Verhältniß des Pantheismus zum Atheismus hinzu, und schließt mit der feierlichen Erklärung, sämtliche Anzüglichkeiten gegen den lieben Gott ins Feuer geworfen zu haben, weil es besser sei, daß die Schriften brennten, als daß der Schriftsteller den ewigen Flammen überliefert würde. Aber das sind nur Windbenteleien. Da er es zuerst ausführt, daß man sich einen Gott nur denken könne, wenn man ihm eine bestimmte Persönlichkeit unterlegt, so sollte man doch erwarten, daß er sich an irgend eine der bekannten Göttergestalten halten würde; aber von den griechischen Göttern hat er schon seit fünf Jahren unter Thränen Abschied genommen, und gegen den christlichen wie gegen den jüdischen Gott führt er lästerliche Reden, wie sie kaum in einer seiner früheren Schriften vorkommen, und die wir schwerlich als eine Empfehlung ins Himmelreich betrachten können. Diese Blasphemien sind sehr frech, aber sie sind sehr witzig und poetisch. Uebrigens würde man irren, wenn man daraus schließen wollte, er stände eben so fest in seinem Unglauben, wie die Koryphäen des Judenthums und des Christenthums, die er darstellt, in ihrem Glauben. Er kommt zu häufig auf die Idee der Unsterblichkeit zurück, als daß man nicht annehmen sollte, daß ihn dieser Gedanke wirklich sehr lebhaft verfolgt, wie sehr er ihn auch durch frivole Späße zu verschrecken sucht, und wie sehr es ihm auch von Zeit zu Zeit gelingt, in dem poetischen Behagen an seinen scurrilen Bildern ihn wirklich los zu werden. Von Zeit zu Zeit werden wir selbst an seiner Krankheit irre, und zweifeln, ob er nicht seinen Freunden etwas weis macht, um sich über ihre Leichtgläubigkeit zu

belustigen. Indes liegen doch zu viel historische Gründe vor, als daß wir diesem Zweifel ernstlich Raum geben sollten. Wir nehmen den Abschied vom Publikum, an das er sich nach seiner Erklärung endlich so gewöhnt hat, daß er in ihm eine Art von vernünftigen Wesen sah, ernsthaft, und versuchen es, ihm, wie es sich gegen einen Scheidenden ziemt, gerecht zu werden.

Heine hat für die deutsche Literatur viel Gutes und viel Böses gewirkt. Seine Reisebilder waren im Jahre 1826 das erste freie Aufathmen, nachdem Deutschland lange Zeit von einer schweren und schwülen Atmosphäre niedergedrückt war. Zum ersten Mal hörte man inmitten der Nachtunholde, mit denen die Leichenphantasie der Restaurationsdichter uns beschenkt hatte, ein lautes, übermüthiges und aus der Seele kommendes Gelächter. Dieses große Verdienst dürfen wir Heine nicht vergessen. Der absolute Unsinn, der in unsrem Denken und Dichten damals herrschend war, wäre durch kritischen Ernst und Gelehrsamkeit allein niemals unterdrückt worden. Ein deutscher Gelehrter ist viel zu unbehilflich und viel zu gewissenhaft in seinem Studium des Vorhandenen, als daß er mit diesen Pagoden und Götzenbildern, die man damals auf den Altar gestellt hatte, jemals zu Rande gekommen wäre; es war nöthig, daß ein kecker Hanswurst mitten unter diesen wüsten Naritätenfram sprang, mit seinem hölzernen Schwert rechts und links um sich schlug, und durch seine poffenhaften Sprünge im Volke jene Heiterkeit erregte, die allein im Stande war, den trüben, unwölkten Blick aufzuhellen. Heine hat aber noch mehr gethan. Er hat den Spuk nicht blos verscheuht, er hat ihn auch zu einem komischen Ideal umgeschaffen. Er ist der Dichter jener umgekehrten Weltordnung, in der das Chaos zu seinem Recht kommt. Im Atta Troll findet sich ein allerliebstes Traumgesicht, ein Tanz von Bären und Gespenstern, der durch den Ort des Traums, die Hexenküche, in welcher der durchnäste Dichter unruhig schläft, und durch die dazwischen flingenden zerstreuten Accorde einer halbvergessenen Nüchternung und Behmuth ein noch komischeres Ansehen gewinnt. Es ist ein Bild von Heine's Poesie überhaupt. Zwar finden sich unter seinen Gedichten einzelne, in denen uns ein positives, ursprüngliches Gefühl ohne Beimischung störender Elemente anspricht, aber die Zahl derselben ist sehr gering, und auch sie gewinnen durch die danebenstehenden Poesien eine ganz andere Beleuchtung. Die wirkliche Liebe, das Gefühl für Freiheit, für das Vaterland, selbst für die Religion, findet in seiner Poesie keine Stelle, aber es ist nicht die Grundlage derselben. Die toll ausgelassene Lust, mit der ein Kind die widersprechendsten Gegenstände durcheinanderwirft, athmet in seinen Gedichten, nur mit dem Unterschied, daß sein Verhältniß zu den Gegenständen kein kindliches ist, sondern vermittelt durch eine unendliche Reihe von Reflexionen, durch welche das frühere Zeitalter diese babylonische Verwirrung zusammengehäuft hatte, und die sich alle in der Seele des Dichters wieder spiegeln.

Diese Poesie des Chaos verlangt zweierlei, wenn sie ihre Berechtigung

haben soll: eine glänzende Phantasie und einen natürlichen richtigen Instinct, der sich auch in dem verwickeltesten Labyrinth zurechtzufinden weiß.

Die erste besitzt Heine in hohem Grade, und sie ist es vorzugsweise, die ihn von den Dichtern der Schlegel'schen Schule unterscheidet; denn in seinen Intentionen hat er mit ihnen viel Aehnlichkeit. Auch ihnen war der Inhalt, den sie aus dem Mittelalter und dem Orient zusammensuchten, nicht die Hauptsache, sondern die Willkür der freien Phantasie, die über den Stoffen im Aether schwebte. Ich erinnere mich an eine Recension Schlegel's über Parny's Götterkrieg, in der er seine Ansichten von dem echten Kunstwerk des transcendentalen Idealismus in einer Weise entwickelt, die auf Heine vollkommen Anwendung finden würde. Aber einerseits reichte die Phantasie der Romantiker nicht dazu aus, die trotz aller Polemik gegen den herrschenden Dogmatismus doch immer in einem sehr engen Kreise conventioneller Vorstellungen vom Schönen und Erhabenen befangen blieb. Andererseits war ihr Gemüth nicht frei, und ihre Ironie hatte daher keine besondere Tragweite. In ihren frivolsten Producten, z. B. in der Lucinde, merkt man immer die künstliche Anspannung der Phantasie, die gleichsam aus Pflicht frech ist; es ist keine unmittelbare Lust an der Zügellosigkeit. Bei Heine dagegen auch in den schlechtesten Gedichten finden wir dasselbe ursprüngliche und naturwüchsigste Behagen an der umgekehrten Welt, wie es Falstaff zeigt, und viele seiner Phantasien, z. B. die Maschmann'sche Episode in seinem Romancero, könnten eben so gut von Falstaff herrühren. Von fixen Ideen in der Sittlichkeit oder der Aesthetik ist er nicht eingeengt; sein Gemüth spielt in grenzenloser Freiheit mit den Ideen wie mit den Gegenständen, und diese Freiheit hat er sich nicht erst künstlich angeeignet, sondern sie ist sein Lebenselement, in dem er athmet, das ihn noch auf dem Sterbebette nicht verläßt.

Falstaff hat auch in der Poesie seine vollkommene Berechtigung, und Goethe läßt seinen lieben Gott mit vollem Recht sagen: von allen Geistern, die verneinen, ist mir der Schalk am wenigsten zur Last. Nur wird der Schalk sehr gefährlich in einer Zeit, die ihm keinen Widerstand entgegensetzen kann, weil sie über ihre eigenen stitlichen Vorstellungen im Unklaren ist. In dem Zeitalter eines Sophokles, Thucydides und Sokrates diente die umgekehrte Weltanschauung eines Aristophanes nur dazu, den Glanz der Ideale zu erhöhen. Bei uns hat der souveraine Witz eine gefährlichere Stellung. Weil wir selber keinen festen Halt haben, so nimmt er uns gefangen, und wir glauben an ihm das positive Ideal zu sehen. Der größere Theil der modernen deutschen Poesie ist in Heine's Fußstapfen getreten, und hat mit schwächeren Kräften und geringerer Freiheit das Chaos zu rechtfertigen gesucht, und das Publicum hat sich vollkommen genügt, wenn es diesen Gaukeleien lauschte, und ist dann wie nach wohl vollbrachtem Tagewerk mit sorgenfreiem Gewissen zur Ruhe gegangen. In einem Volke, wo im Uebrigen die politischen Interessen mit Ernst und Ausdauer getrieben werden,

ist Meister PUNCH eine erfreuliche Erscheinung; bei einem blasirten und gedrückten Volk dagegen müssen wir im Kladderadatsch ein böses Krankheits-symptom erblicken. Nur eine gesunde Natur hat das Recht, sich ungestraft über ihre Schattenseiten zu belustigen.

Diese Stimmung des Publicums wirkt auch auf den Dichter zurück. Seine Phantasie sticht von Zeit zu Zeit in die Vorstellung hinein, daß sein Gemüth etwas Positives enthalte. Er wird sentimental, pathetisch, selbst larmoyant, kurz er coquettirt. Diese Coquetterie wird um so widerlicher, wenn man erkennen muß, daß nur der Zufall die Quelle seiner Empfindungen ist, daß ihm jener feste und sichere Instinct fehlt, der überall auf den Kern der Sache eindringt. Es ist nicht schwer und ein Zeichen schwacher und weiblicher Charaktere, die kleinen Schwächen der Menschen, die kleinen Widersprüche der Ideen schnell aufzufinden, und dann in der Gefühlsfeligkeit zu schwelgen, daß man über seine Zeit erhaben sei. Wir Deutsche sollten gegen diese Charaktere sehr auf der Hut sein. In einer der einflußreichsten Personen unsrer Zeit würden wir dieselbe Mischung von souverainem Witz, der über Alles hinaus ist, und von steter Empfindsamkeit, die sich durch den Zufall bestimmen läßt, nachweisen können.

Das Licht, welches auf jene umgekehrte Weltanschauung fällt, ist doch immer ein romantisches, eine bengalische Flamme. Die Gegenstände, wie die Ideen, bleiben nicht in ihrem richtigen Verhältniß, die Perspectiven verwandeln sich, die Formen gewinnen eine andere Bedeutung. Der Dichter, der diese Phantasmagorie aufführt, muß sehr sicher in sich selbst sein, wenn er nicht in den Wahn verfallen soll, sein Gemüth sei nicht bloß der Spiegel, sondern die Quelle aller der wunderbaren Bilder, die er darstellt. Die Verrückung der Perspectiven führt zur Unwahrheit gegen sich selbst, und da diese Unwahrheit mit Unsicherheit verknüpft ist, zu einer eiteln Empfindlichkeit, die größern Spott verdient, als Alles, was sie selber verspottet.

Diese Renommisterei des Gefühls, die viel unangenehmer ist, als die Falstaff'sche Renommisterei, macht mir Heine's Erscheinung um so widerwärtiger, da sie der Typus in der Physiognomie der meisten unsrer „großen Männer“ ist. Ich habe mich in einem frühern Aufsatz darüber ausgesprochen, und begnüge mich hier damit, das Verhältniß seiner neuesten Schriften zu seinen früheren festzustellen.

Zunächst haben wir den „Doctor Faust, ein Tanzpoem“, wie er es nennt, angeblich für Lumley's Gesellschaft bestimmt, mit kritischen Anmerkungen über die Entstehung der Faustsage. Ueber dieses Tanzpoem ist nichts weiter zu sagen, als daß es wider Wissen und Willen des Dichters von seinem realen Verhältniß zur Poesie ein Bild giebt. Auch er sieht in der Welt und in ihren idealen Combinationen eigentlich nur Opern- und Balleteffecte, und er zeigt in dem Arrangement dieses Ballets dasselbe Geschick, das er früher in der kaleidoskopischen Vermischung der herrschenden Ideen, Wünsche und Hoffnungen gezeigt hat.

Der „Romancero“ ist bedeutender. Er zerfällt in drei Theile: die Historien, Lamentationen und hebräische Melodien. Die Historien enthalten Romanzen in der Art, die man schon aus seinen früheren Dichtungen kennt, der Anlage nach in dem alten Styl der schwäbischen Schule gedacht, aber mit der unvermeidlichen Ironie zerlegt, die Heine in seinen sämtlichen Gedichten anzuwenden für Pflicht hält, auch wo sie am wenigsten hingehört. Doch sind einzelne recht poetische Einfälle darin, wenn ich auch die fortwährende Beschäftigung mit Gespenstern und enthaupteten Personen einerseits, mit Käusen, Flöhen, Wanzen andererseits für keinen besondern Fortschritt der Poesie halte. Unsere alten Dichter haben mit Recht daran festgehalten, daß die Poesie uns Ideale geben soll, und wenn man auch Heine dafür dankbar sein muß, daß er einen großen Theil der bisher aus dem Salon der Dichtung verbannten Wirklichkeit emancipirt hat, so kann das doch nur unter der Bedingung geschehen, daß eine umgekehrte Idealität, die Idealität des Komischen, dadurch erreicht werden soll. Das ist aber keineswegs immer der Fall. Sehr häufig bringt Heine seine häßlichen Vorstellungen aus bloßer Gewohnheit an, so wie es in einer Landsmannschafterkneipe zum guten Ton gehörte, mit Zoten um sich zu werfen. Aber die priapische Poesie, die keinen andern Zweck hat, als sich selbst, ist eine arge Verirrung, bei den Landsmannschaftern eben so wie bei den Jungdeutschen, und wenn Heine behauptet, der von den Göttern begnadigte Dichter könne nicht sündigen, weder in Versen, noch in Prosa, so ist das eine *petitio principii*. Es ist außerdem kein großes Kunststück, durch Zoten einen gewissen Effect zu erreichen, weil dazu nichts weiter gehört, als eine völlige Ungehirtheit. Ein großer Theil dieser Historien, z. B. der Apologott, Schadelai, Karl I., Kleines Volk u. s. w., zeichnet sich durch nichts aus, als durch diese grenzenlose Ungehirtheit, die Alles sagt, was ihr gerade in den Sinn kommt, ohne im geringsten danach zu fragen, ob es paßt oder nicht. Zuletzt wird daraus ein reiner Klingklang, und ich finde nicht, daß der Klingklang der Nonnenfürlein, der grünen Säue, der Rüben u. s. w. viel wohlthruender ist, als der frühere conventionelle Klingklang von Herzen und Schmerzen, Sehnen und Thränen. In einzelnen Romanzen, z. B. in der Schlacht bei Hastings, die Königin Pomare, Peter der Grausame u. s. w. ist das nicht der Fall, und es sind ganz vortreffliche Gedichte; in andern, z. B. die Himmelsbräute, Bihlpuzli, wird man wenigstens durch einige gute Einfälle für die Geschmacklosigkeit des Ganzen entschädigt. Einige Male sind die Einfälle so vortrefflich, daß sie trotz ihrer Einseitigkeit in den Mund des Volks übergehen werden, wie es schon mit vielen der früheren Heine'schen Gedichte geschehen ist. Ein solcher Erfolg ist z. B. der Romanze von den beiden Polen vorherzusagen.

Die Lamentationen enthalten die persönlichen Beziehungen des Dichters. Es ist im Ganzen weniger Satyre darin, als man bei den gegenwärtigen Zeit-

umständen erwarten und wünschen könnte. Der Dichter tritt diesmal nicht als Harlekin, sondern als Pierrot auf; er sucht durch die grotesken Verzerrungen eines entstellten Leichengesichts das Publicum zu belustigen. Er spricht theils im Motto, theils auch in den Liedern selbst von dem süß verblutenden Gemüth, von dem für die Menschheit brechenden Herzen, von dem ausgehenden Licht seiner Seele u. s. w., gleich darauf kommen wieder Zoten, mitunter sehr schmutzige, und dann wieder pathetischer Knalleffect. Sein eigenes altes Lied: „Du bist gestorben und weißt es nicht“, wird mehrfach variirt, wie sich überhaupt manche Reminiscenzen an die früheren Lieder vorfinden, z. B. die Frage aus dem Atta Troll: Wo habe ich doch etwas Aehnliches gerochen? Das Gedicht von der Waldeinsamkeit, wo alle möglichen Kobolde und Kraunen sich herumtreiben, und dem Dichter eigenthümliche Fragen vorlegen, z. B. ob seine Seele von steifer Leinwand oder von Leder ist, erinnert theils an die „Meerfahrt“ in den Reisebildern, theils auch geradezu an die Arnim-Brentano'sche Poesie. Der Eindruck, den man von allen diesen Phantasten mitnimmt, ist nicht erhebend, und der Dichter schildert ihn selber ganz richtig, wenn er sagt: „Es glozen mich an unheimlich blöde die Larven der Welt! Der Himmel ist öde, ein blauer Kirchhof, entgöttert und stumm“ u. s. w.

Die hebräischen Melodien sind das Beste in der Sammlung, obgleich sie gewiß den größten Anstoß erregen werden. Die ersten Phantasten über den großen Dichter Jehudah Ben Halevy, so wie die Untersuchungen über den Ursprung des Namens Schlemihl, sind zwar von einem Hautgout, der nur für Wenige genießbar sein wird, dagegen ist der Wettkampf zwischen dem Rabbi und dem Mönch, ganz abgesehen von dem Inhalt, in Beziehung auf die *Vis comica* ein Meisterstück. Wir entdecken übrigens bei dieser Gelegenheit in dem Dichter einige Spuren von Pietät, die uns wohlthun. Im Stillen schwärmt er eigentlich für das Judenthum, und hat an ihm seine romantische Vorzeit, wie unsre Deutschthümer an den Hohenstaufen, wenn er sich diese Erinnerung auch sehr bald durch Witz und Humor vom Halse zu schaffen weiß. Der erste Theil der Rede seines jüdischen Fanatikers mit den Lobreden auf Jehovah, den concreten Gott der Rache; ist höchst poetisch, und man wird nicht wenig überrascht und belustigt, als der gute Rabbiner plötzlich auch toll wird.

Der große Erfolg der Gedichte war vorauszusehen, und er hat auch bis zu einem gewissen Punkt seine Berechtigung, denn jene Poesie, die uns durch Ideale erhebt, ist in einer Zeit, wo alle Gemüther verkümmert und niedergedrückt sind, nicht unter einem großen Unglück, denn das stählt eine starke Seele, sondern unter einer Masse kleiner, elender, erbärmlicher Widervärtigkeiten, kaum zu erwarten. Wo soll in diesem Augenblick für den Dichter der Muth und die Freudigkeit des Schaffens herkommen, wenn seine ganze Stimmung von jenem Gekel inficirt ist, der sein eigenes Wesen trifft, wie das seiner Zeit, denn er ist

ja ein Kind derselben! Zu keiner Zeit also fand die ausgelassene Tollheit einen so wohlvorbereiteten Boden als jetzt; aber man muß freilich fragen, ob das Heilmittel nicht schlimmer ist als die Krankheit *). J. S.

Kaulbach's diesjährige Arbeiten in Berlin.

3. Sage und Geschichte. Der große Fries.

In den beiden ersten Artikeln über Kaulbach's diesjährige Arbeiten gab ich Ihnen einen Ueberblick über den welt- und culturgeschichtlichen Inhalt, welchen der Künstler in die erste Abtheilung seines Gemälde-Cyclus gearbeitet. Es bleiben mir noch die allegorischen Gestalten zu betrachten, welche als Seitenstücke über den Eckthüren der Treppenhalle nach rechts und links die geschilderte Malerei der ersten Langseite begrenzen. Es sind die Sage und die Geschichte, nun ebenfalls aus dem Carton in das sinnlich vollere Leben der Farbe getreten.

Die Sage ist eine greise, im Antlitz gebräunte Frauengestalt von riesigen Gliedern. Sie sitzt auf einer mit Pilzen und Epheuranken spärlich bewachsenen Felsbank. Ein Gewand von verschoffenem Roth umhüllt ihren Körper. Ein Schleier von salbem Grün fliegt um ihr Haupt und legt sich ihr breit auf den Schooß. Das lange weiße Haar ist über der Brust zusammengeknötet, ein Epheuzweig schlingt sich als Kranz um das Haupt. Die Raben Odin's, ein weißer und ein schwarzer, tragen die Kunde fernster Zeiten an das Ohr der Sage, deren Auge wie im starren Schauen einer Vision sich öffnet, den versteinten Blick in die Erinnerung zurückgewendet. Kündend von den Wundern der Vergangenheit ist der linke Arm halb erhoben, halb ausgestreckt. Die Rechte hält den oben mit einem Ringe versehenen Stab. Das untere Ende desselben greift

*) Es wird manchen unsrer Leser interessieren, ein Urtheil Gukow's über Heine aus dem J. 1840 zu vergleichen. „Herr Heine ist ein munterer Kopf, der ohne wissenschaftliche Bildung, mit einer weniger poetischen als poetisirenden Gabe ausgestattet ist, die ihm erlaubt, an den Dingen mehr Seiten wahrzunehmen, als sich der Beobachtung des Verstandes auf den ersten Blick darbieten. Weniger Poet als poetischer Dilettant aus der romantischen Zeit, weiß er den Gegenständen seiner Beobachtung eine phantastische Appretur zu geben, die von einem angeborenen Sinn für das Naive, das Detail, das Unwesentliche unterstützt wird. Ohne sittliche Selbsterziehung, von den Schmeicheleien seiner Umgebungen früh gehätschelt, angewiesen auf Lebensernten, die er nicht zu säen brauchte, ein verwöhntes Kind der Familiencoterie, schlenderte er mit nachlässiger Indifferenz durch ein menschliches Dasein, das ihm der Zufall sanft genug bettete, blieb bei jeder Albernheit, die ihm das Leben der Straße bot, stehen, und glossirte die Menschen, ihre Sitten, ihre Meinungen, ihre Schicksale, ihren Glauben. Nie hat Herr Heine aus dem Kreise des kleinlichsten Egoismus herausgetreten können, nie empfand er für das, was der ganzen Menschheit zugetheilt ist.“ — Und weiterhin: „Er sucht den faulen Fleischgeruch durch eine pikante Sauce zu verdecken.“